

Die kleine Welt

Nr. 42

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1905

Los, Tommy!

Erzählung von Holger Drachmann.

(Fortsetzung)

Es folgte eine Zeit, die Tommy mir gegenüber nur flüchtig berührte. Was konnte mir der Bursche auch von diesem Frühling der Liebe erzählen, wo der Stein zu einer Pflanze mit Stengeln und Blättern aufsteigt, und wo das feine Grün fast Scham empfindet, wie die Sonne darauffsteht, und ängstlich vor der Berührung einer fremden Hand zurückbebt.

Tommy liebte — und litt.

Und auch Kate war ihm gut, daran war nicht zu zweifeln. Sie nickte ihm zu, wenn er früh am Morgen zu den Booten hinabging; und wie naß und kalt ihn auch draußen das Meer gemacht haben mochte, dies leichte Nicken wärmte dem armen Burschen wieder Herz und Sinn.

Am Abend, wenn es dunkel geworden war und Kate glaubte, daß keiner es sehe, schlüpfte sie hinter ihres Vaters Hause her zu dem Zwischending von Hof und Garten, dessen Besitz den Lotfenalderman von den übrigen Bewohnern der Stadt auszeichnete, und worin eine schiefe Fahnenstange, ein Lusthäuschen — das ursprünglich ein an Land gebrachtes Noof war — samt zwei Buchsbaumhecken und einem Beet mit wilden Zwiebeln jedem Vorübergehenden ein strammes, neidisches Lächeln entlockte. Hier fand Tommy sich pünktlich ein, so oft er nicht auf dem Nachtsfischfang war; hier sprachen die jungen Herzen sich auch aus; hier nahm Tommy jenen immer länger und länger verweilenden Händedruck entgegen, so oft das leise: Gutenacht! geblüht wurde; und hier endlich empfing der glückliche junge Mann die volle Gewißheit seines Glückes von Kates weichen, bebenden Lippen.

Armer Tommy! Er hatte im Grunde so wenig, worauf er seine Hoffnung hätte setzen können. Je mehr ihm Kate zugetan wurde, desto dickere Wolken umlagerten die Stirn des hünenhaften Lotfenaldermans, so oft dieser Matador den schlanken Tommy an sich vorbeigehen sah. Einmal rief der Hüne dem Gefellen gar nach; und die Worte, die Tommys Ohr erreichten, genügten, ihm zu zeigen, wie die Dinge lagen: „So ein Pracher; da geht er und lauert auf... aber wart nur... nimm Du Dich mit Deiner Galionsfigur in Acht, mein Junge!“

Tommy arbeitete für drei, und die Ersparnisse für das Boot wuchsen. Wer Augen hatte zu sehen, sah wohl, daß Tommy mit dem allen im Sinne hatte; und hier und da, vor allem, wo

Mütter mit Töchtern waren, wurde wohl auch ein wenig im Winkel gewispert und geklüstert. Aber im allgemeinen hatte man Achtung vor Tommys Energie, und da er nicht nur eifrig schaffte, um bald durch diese, bald durch jene Arbeit etwas zu verdienen, sondern zugleich auch kein Verdienen

Da geschah es — es war um die Zeit, wo ich in die Stadt kam — daß Tommy eines Nachts, während er im Schlafe lag und wahrscheinlich einen schönen Traum von Kate und dem Boot träumte, plötzlich unter schrecklichem Husten und die Augen voll Wasser erwachte. Verwirrt sah er um sich; die ganze Stube war voller Rauch. Er sprang aus dem Bette, legte in Eile ein paar Kleidungsstücke an; und jetzt hörte er deutlich das Knistern des Feuers oben auf dem Boden. Seine Mutter lag im Zimmer nebenan. Sie war halb erstickt vom Rauche, als er sie endlich herausbrachte. Nachbarn kamen herzu, aber schon stand das Haus in hellen Flammen; und Tommy, der hineinsprang, um seine Schiffskiste mit den Ersparnissen zu retten, erlitt ernstliche Brandwunden an Armen und Beinen.

Die zweite Hälfte von Tommys Erbteil lag am Boden, als ein Haufe verkohlter Latten und zerbrochener Ziegel. Er und seine Mutter fanden ein Obdach in ein paar Zimmerchen, deren bestaubte Fenster nach dem Garten des Lotfenaldermans hinausgingen.

Während der arme Bursche auf langwierigem Krankenlager unter seinen Brandwunden ächzte, fühlte er so recht, wie die Kluft zwischen diesem Garten und ihm selbst durch die letzte Begebenheit weiter geworden war. Kein Haus, ein paar winzige Löcher zur Miete in der Wohnung eines anderen, nichts gerettet, außer den Sparschillingen, die nun für das Krankenlager drauf gingen; Boot, Zukunftshoffnungen, Kate — alles vorbei.

Nein, Kate nicht. So oft es ihr möglich war, schlich sie sich durch die Hintertür zu Tommys Mutter hinein, die ihr dann erzählen mußte, wie es dem Sohne gehe, und alle liebevollen und zärtlichen Grüße des mutigen, treuen Mädchens an Tommy ausrichten mußte. Und eines Tages, als es Tommy besonders schlecht gegangen war und er mehr als sonst verzagte, da drang Kate in die Stube zu ihm hinein, warf sich vor seinem Bette nieder und bat und beschwor ihn, er möge doch die Hoffnung nicht aufgeben. Unter Tränen und Küffen verhieß sie ihm eine lichte Zukunft, an die zu glauben alle jungen, starken Herzen so ungern aufhören.

Schließlich wurde Tommy gesund und konnte seine gewohnte Beschäftigung wieder aufnehmen.



Märkische Landstraße.

trug, den Leuten umsonst Dienste zu leisten, so waren seine Aktien bei der Mehrzahl der Bewohner von Tippingtown oder Tippingtown ziemlich gleichmäßig im Steigen begriffen und schon fing er an, sich so im kleinen die Möglichkeit auszubedenken, das erwähnte Boot in Angriff zu nehmen, um dann nach Vollendung der Arbeit schließlich als Freiermann aufzutreten — unter der Protektion dieses oder jenes einflußreichen Gönners.

Aber er hatte einen Stoß bekommen, der nicht so leicht zu überwinden war. Sein zäher Glaube, „daß alles schon in die Reihe kommen werde“, war erschüttert worden, und es war traurig anzusehen, wie diese kräftige, jugendliche Gestalt sich mit düsterem, bedrücktem, Ernst abrackerte, wie sie fast Gefallen daran fand, jede Aeußerung von Sympathie als überflüssig und lästig von sich zu weisen.

So lagen die Dinge, als ich in die Stadt kam und Tommy kennen lernte. Ich weiß nicht, wie es ursprünglich zuging, aber ich gewann Tommys Herz, er erzählte mir seine ganze kleine Geschichte und schloß sich überhaupt eng an mich an. So oft er Zeit hatte, war er mit mir zusammen, wollte ich an die Küste hinunter, um zu zeichnen, so verschaffte er mir stets ein Boot; ich ging mit ihm auf den Fischfang; bei gutem und schlechtem Wetter waren wir beisammen, und so auch jenes Mal oben beim Eisenbahndamm, an dem schönen Sommerabend, von dem ich zu Anfang sprach. —

Wir blieben da oben stehen und sahen über die Stadt hinunter und über die See hinaus, bis Häuser und Mole und Leuchtturm alle gleichmäßig in den Schatten gekommen waren und die See draußen begann, unter dem kühlen Hauch der Nachtbrise in tieferen und tieferen Farbtönen zu schwellen.

Dann gingen wir schweigend hinunter, längs der Dornhecke, die den Bahndamm gegen Osten nach der Stadt zu begrenzt, und als wir das Stationsgebäude passierten und den gewohnten sauerpflanzlichen Blick des alten Bahnwärters in Empfang genommen hatten, waren wir bald in der „Straße“, wo Tommy wohnte und wo der Garten des Loffenaldermans lag.

Gerade als wir an der kleinen Bank vorbeigingen, die sich an die Gartenmauer — eine steinerne, mit ein paar traurigen Weidenbüschen bepflanzte Einfriedigung — anlehnte, da erhob sich eine Gestalt von der Bank und bot uns einen guten Abend.

Es war Kate. Ich hatte sie nur ein paarmal gesehen, aber ich konnte mich nicht irren. Groß und schlank war die Gestalt; sie trug einen kurzen Rock, der kaum bis zum Knöchel reichte, eine helle Jacke oder auch einen Spenser, sowie eine über den Kopf geworfene Schürze. Die Züge konnte ich nicht gleich sehen, aber ich hatte das Gefühl, es müsse Kate sein, und ich wußte es, als die Augen sich so bestimmt auf meinen Nebenmann hefteten; ich nahm meinen Hut ab, grüßte und ging weiter, an den Strand hinunter, wo ich mich am Abend bei einigermaßen stillem Wetter gern dem Sport des „Jungferntwerfens“ widmete.

Tommy war natürlich zurückgeblieben. Ich hatte wohl fast eine halbe Fuhre flacher Steine ins Meer hinausgeschickt und war ordentlich müde im Arm geworden, als der brave Junge langsam auf mich zukam. Es war jetzt so gut wie ganz dunkel, aber ich konnte doch sehen, daß Tommy in starker Erregung war.

„Na, Tommy,“ sagte ich und gab dabei meiner Stimme einen möglichst aufmunternden Klang; „was meinte denn Deine schöne Kate vom Wetter heut abend?“

„Sie hat nicht vom Wetter gesprochen,“ antwortete Tommy treuherzig. „Sie sagte, ihr Vater habe sie den ganzen Tag mit dem langen Bauernlummel gequält, seinem — Farmer Robinsons Sohn oben aus dem Dorf. Er hat auch heut morgen einen Freierbrief heruntergeschickt. Aber Kate sagt, lieber wolle sie mit mir davonlaufen. Aber was kann das nützen; der einzige Ort, wohin wir laufen könnten, wäre da hinaus, aufs Meer, auf ein Schiff, und da kann Kate doch nicht bleiben, wenn ich auch wohl für uns beide arbeiten könnte. — Nein, die Sache ist böse und bleibt böse, aber ich werde dem Bauernflegel heimleuchten, wenn er herunterkommt und Hühnernester aufschmüffeln will.“

Ich machte eine der gebräuchlichen Bemerkungen, er solle nur nicht den Mut verlieren, und fügte noch hinzu, ich wolle gerne selber mit dem unerbittlichen Meister reden, vielleicht könne ich ein gutes Wort für die beiden jungen Leute einlegen, und was dergleichen mehr war.

Wir waren während dieses Gespräches bis vor Mr. Simsons „Etablissement“ gekommen, wo in der Stube Licht brannte; da die Läden noch nicht geschlossen waren, fiel der Schein durch die Fenster. Ich guckte zufällig hinein und sah den Meister, von dem die Rede war, drinnen vor dem Schenktische im Gespräche mit dem Wirt sitzen.

„Siehst Du, Tommy,“ fuhr ich fort und wies auf das Fenster hin, „da drinnen sitzt die Vogelscheuche. Nun geh ich hinein und biete ihm ein Glas an, und dann sag ich ihm . . .“

„Sir,“ unterbrach Tommy mich, und ein verlegenes Lächeln glitt dabei über sein Gesicht. „Entschuldigen Sie meine Dreistigkeit, — Sie sind immer so gut und freundlich zu mir — und Kate hat sie so gern, sie sagt immer, es sei hübsch von dem fremden Herrn, daß er sich meiner so annehmen wolle, aber — ja, nun dürfen Sie nicht böse werden — aber als wir neulich von Ihnen sprachen und als ich sagte, Sie würden mir gewiß dabei helfen, ihren Mten zu überreden, da — ja, aber Sie dürfen wirklich nicht böse werden — da erzählte sie, daß ihr Vater gelegentlich von Ihnen gesagt hat, Sie — Sie wären wohl so ein erbärmlicher Malerwicht, weil Sie in einem solchen Städtchen wohnen und mit solchem Burschen wie mir verkehrten; — und darum glaube ich nicht, daß es viel nützen würde, wenn Sie . . .“

Ich konnte nicht anders, ich mußte so herzlich lachen über Tommys Gesicht und darüber, was er erzählte, daß der Loffenalderman in höchstgeigneter Person ans Fenster gelockt wurde, von wo er wieder hastig und mit zusammengezogenen Augenbrauen verschwand, als er sah, wen er vor sich hatte.

„Du hast recht, Tommy,“ sagte ich, nachdem ich mich wieder von einem erneuten schallenden Gelächter erholt hatte. „Es geht schwerlich auf die Art; wir wollen jetzt nach Hause und zu Bett gehen. Wir können es wenigstens überschlafen, wie man sagt. Ich habe noch meine Freunde in London im Hintertreffen, und im übrigen vertraue ich immer darauf, daß das Glück auf diese oder auf jene Art schon kommen wird; ja ich vertraue auf das Glück, und sollte es sich auch in noch so hirnverbrannter Gestalt zeigen.“

„So habe ich auch einmal gedacht,“ sagte Tommy und senkte den Kopf.

„Ich habe etwas für Sie,“ hörte ich Tommys Stimme draußen vor meinem Fenster. „Kommen Sie zur Mole herunter, dann sollen Sie sehen.“

Im Nu war ich auf den Beinen, und weil ich mir wohl denken konnte, daß dies „etwas für Sie“ etwas für meine Mappe sein mußte, so steckte ich sie unter den Arm und begab mich an den Strand hinunter.

Der Morgen war frisch und kühl. Man hatte, nach Tommys Ausdruck, ein Gefühl, als könne man „bis zu den Stiefelsohlen hinunter Atem holen“ — so leicht und angenehm war die Luft. Der Tau rollte noch in großen Tropfen von den steinernen Türschwelle an den niedrigen Häusern; hier und da nickte ein Fischer, der mit seinem Netz oder einem Korbe auf dem Rücken durch den Sand gewatet kam, sein freundschaftliches: Guten Morgen. Mir war ordentlich wohl zumute, und auch Tommy, den ich unten bei den Booten traf, schien mir weniger verzagt als sonst.

„Was ist es denn?“ fragt ich ihn.

Er wies hinaus nach dem Brückentopf, und als ich nun die Augen mit der Hand vor dem starken, weißgelben Glanze der Morgensonne schützte, entdeckte ich eins jener hübschen, wohlgetakelten Lustfahrzeuge, das mit klappernden Segeln, den eleganten, schwarzbemalten Rumpf in der schwachen Dämung leicht geneigt, am äußersten Ende der Mole vor Anker lag.

„Eine hübsche Yacht, Tommy. Wer führt sie?“

„Der Besitzer selbst,“ antwortete Tommy. „Es ist wohl ein Lord. Er hat ein paar von den Leuten, die krank geworden waren, ans Land schicken müssen; und nun will er suchen, ein paar andere an ihrer Stelle zu bekommen.“

„Hättest Du nicht vielleicht Lust, Tommy?“

„Und ob! Lust hätte ich schon, aber ich habe einen Kontrakt mit Billy Grindstone gemacht, zum Winter beim Boot zu bleiben, und außerdem — ich möchte ungern von hier weg sein, wenn es der Bauernlummel, nun kommen sollte . . .“

Von Booten her, die eben ans Land gekommen waren, rief man nach Tommy. Ich rückte ein wenig näher an die Mole heran, so daß die Sonne für mich hinter den Segeln des Lustfahrzeuges stand, und dann machte ich mich daran, den Brückentopf und die schöne schonerartig getakelte Yacht zu zeichnen.

Als ich so über meine Arbeit gebeugt saß und daran dachte, was man eigentlich für den armen Tommy tun könne, ertönte plötzlich über meinem Kopfe bestimmt, wenn auch vollkommen höflich, die Bemerkung:

„Zu hoher Vortop, Herr.“

Ich drehte meinen Kopf langsam um und sah auf.

Hinter mir stand ein großer, hagerer, aber breitschultriger Mann. Er trug eine blaue Joppe aus dünnem Stoff, weiße Hosen und weiße Weite und auf das eine Auge gedrückt einen kleinen Strohhut. Ein Gesicht, das bartlos, aber ordentlich sonnverbraunt war und in dem eine feine, etwas gebogene Nase einen hervorragenden Platz einnahm, ein höchst eigentümliches, knochiges, leidenschaftloses Gesicht, sah mit ruhigem, untersuchendem Blick auf meine Zeichnung.

„Entschuldigen Sie, aber der Vortop ist zu hoch.“

Da das nicht gut jemand anders als der Lord sein konnte, von dem Tommy gesprochen hatte, und da ich gestehen muß, daß ich zu viel von der Windbeutelei der Engländer ihrer Aristokratie gegenüber gesehen hatte, daß ich nicht hätte mein eigenes Selbstgefühl wahren wollen, wenn sich die Gelegenheit dazu bot, so ließ ich meinen Kopf ganz ruhig an seinen früheren Platz zurückgehen, streckte meinen Bleistift in gerader Linie vor meinem linken Auge aus, maß am Schoner im Bild und dem Schoner in der Buchst., und dann erst sagte ich und sah mit einstudierter langsamer Bewegung wieder auf:

„Sie irren sich, Sir. Er ist genau richtig so.“

„Ah,“ sagte Seine Herrlichkeit mit etwas verändertem Tonfall, darauf ließ Se. Herrlichkeit sich auf einem Schiebkarren nieder, der neben mir stand, entnahm seiner Brusttasche ein Skizzenbuch und machte sich daran, zu messen und zu zeichnen und zu zeichnen und zu messen, und schielte dabei hin und wieder zu meinem Buch herüber.

(Fortsetzung folgt.)

Vegetationsbilder aus Spanien.

Von Curt Grottewitz.

(Schluß.)

Wir haben gesehen, daß die Küstenebenen allenthalben von Menschen in Besitz genommen sind, und durch ihn ihre eigene Bepflanzung erhalten haben. Allein die Herrschaft des Menschen erstreckt sich nur auf das Land, das bewässert werden kann oder das, wie die untersten Berghänge, an und für sich nicht ganz trocken ist. Denn auf den Regen, der vom Himmel fällt, kann dort niemand warten. Außerordentlich sonnig und heiter ist dieses Klima am freundlichen, dunkelblauen Mittelmeer. Der Himmel glänzt von Sonnenlicht, fast schmerzen dem Nordländer die Augen vor so heller Beleuchtung. Solch sonniges Klima ist nur leider zugleich sehr trocken. Wo

daher im Boden die Feuchtigkeit fehlt und wo künstliche Bewässerung unmöglich ist, da muß die Erde sich selbst überlassen bleiben. So sind denn außer den Küstenebenen nur die alleruntersten Lehnen der Berge mit Kulturpflanzen bedeckt. Selbst ziemlich niedrige Hügel sind unbebaut — sind kahl. Denn leider muß man sich in Spanien daran gewöhnen, die Berge unbewaldet zu sehen. So fruchtbar die Ebenen sind, so üppig die Fluren grünen, Drangen- und andere Kulturbäume wachsen, ringsum nach der Landseite zu zieht sich eine Bergwand hin, die vollständig kahl erscheint. Ihre Steinmassen treten ausdrucksvoll im hellen Schein der südlichen Sonne hervor, keine lebensfrischen Tannen, kein lieblicher Laubwald verdeckt ihre Gipfel, ihre Täler und Schluchten. Die ganze Meißelung des Gesteins macht sich unverhüllt bemerkbar, jede Falte der Felsmassen ist sichtbar. Bei uns hält der Baumwuchs den Verwitterungsboden fest, so daß ihn der Regen nicht herunterschwemmen kann. Mein dort entfernt der Wind oder ein heftiger Gewitterguß die Erdteilchen, die vom Gestein abbröckeln, und dieses tritt immer in seiner ehernen Muskulatur zutage. Bei uns zeigen sich die Gipfel der Hochgebirge, die über der Baumgrenze liegen, so in der Nacktheit ihrer steinernen Leiber. Aber die Feuchtigkeit unseres Klimas übergibt das verwitternde Erdreich auf ebenen Flächen selbst in großer Meereshöhe doch nicht dem Spiel des Windes. Nur steilere Felsen (von den Regionen des ewigen Schnees abgesehen) machen einen ganz kahlen Eindruck. Hier aber steigen die Berge fast von unten an in kahlen Konturen auf. Ihre graue oder rötliche Steinfarbe blinkt im Strahlenmeer der mittelländischen Sonne. Diese kahlen Steinmassen geben der heiteren Landschaft einen imposanten Hintergrund, dessen ehernen Ruhe und starre Unveränderlichkeit die Erinnerung an die alten Zeiten zurückrufen, wo sie genau so zum Menschen herabsahen wie heutigen Tages.

Obwohl im allgemeinen baumlos, entbehren die Berge, welche die Küstenebene umrahmen und hier und da als Kapspitzen ins Meer hineinragen, trotzdem der Vegetation nicht gänzlich. Aber diese ist doch so niedrig und so lose verteilt, daß sie den Eindruck der Kahlheit nicht verwischen kann. Uebrigens fehlt der Baumwuchs nicht überall, aber er ist doch so selten, daß er geradezu eine Ausnahme bildet. Bei einigen größeren Städten sind Berge stellenweise aufgeforstet, meist mit Pinien oder der Seestrandkiefer, aber solch ein Forst erinnert keineswegs an die dichten Baumheide in Mitteleuropa. Die Bäume stehen weit von einander ab und lassen auch von Ferne die Bodenbedeckung zwischen einander erkennen. Sie bilden nicht den Nadelteppich, geschweige denn das Moos- oder Graspolster unserer Wälder. Sie stehen da, ohne sich um einander zu kümmern, es scheint ein Zufall zu sein, daß sie zusammengekommen sind. Es ist Licht und Luft genug, übergenug da, sie brauchen sich darum nicht zu streiten. Der Boden hätte wohl auch die Kraft, alle gut zu ernähren, wenn nicht das Wasser fehlte, die Feuchtigkeit, ohne die es keinen Wald gibt. Und doch sind alle diese Berge, ja wahrscheinlich das ganze spanische Hochland einmal leblich bewaldet gewesen. Aber die Waldbewüstung war wohl hier noch schlimmer als in Frankreich und Italien, sie war jedenfalls weit verhängnisvoller. Ungeheure Strecken des Landes liegen brach, verödet, ja, wenn man mitten durch die iberische Halbinsel reist, so bekommt man den Eindruck, als ob das ganze Land mit wenigen Ausnahmen eine dürre Steppe sei. Jetzt, nachdem der Boden des Baumwuchses beraubt ist, nachdem der Waldhumus in die Luft entwichen, die Feuchtigkeit, die der Waldboden enthält, verschwunden ist, bereitet es allerdings unfähliche, vielleicht unüberwindliche Schwierigkeiten, ein Terrain, eine Berglehne aufzuforsten.

In einer bergigen Gegend, schon etwas landeinwärts von der Küstenebene aus, hatte ich —

immerhin eine Seltenheit — Gelegenheit, einen echten, spanischen Wald zu sehen. Ich wanderte einige Meilen weit in ihn hinein. Der Eindruck der Wildnis war hier allerdings ein vollkommener. Man läßt nicht nur menschliche Ansiedelungen, sondern auch Weg und Steg zurück. In ausgetrockneten oder schwach mit Wasser versehenen Bachsohlen watete ich lang dahin. Und um mich nicht total zu verlaufen, machte ich an Biegungen meines Weges Merkzeichen mit Steinen. Kurzum, ich konnte sicher sein, so wenig wie möglich hier den Einfluß der Kultur zu spüren, und noch einen Wald vorzufinden, der einigermaßen ein natürliches Vegetationsbild darstellte. Aber merkwürdig! Wer hier an das geheimnisvolle Dunkel, an das dichte Blätterdach unserer Wälder denkt, der geht gründlich fehl. Man wandelt hier wie in einem Parke. Auch hier standen die hohen Bäume — und es fehlte nicht an alten, hohen Stämmen — weit auseinander. Ich folgte lange Zeit einem tief eingeschnittenen, von Bergwänden links und rechts begleiteten Tale, das nicht einmal zu reichlich Sonne bekam. Aber trotz alledem standen die Bäume weit auseinander wie bei uns auf dürrem Sandboden. Es waren sehr viel Steineichen darunter. Und dieser immergrüne Baum, der in niedrigem Gestrüpp selbst brennende Felswände überzieht, ist neben einigen ihm ähnlichen Verwandten offenbar in hohem Maße geeignet, als Grundmaterial für die Aufforstung von Wäldern auf trockenem Boden des Mittelmeergebietes zu dienen. In Spanien sind nur leider die wirtschaftlichen Verhältnisse so traurige, die Miswirtschaft ist eine so große, daß wohl niemand an Aufforstungen denkt.

Neben der Steineiche waren es die Pinie und einige andere Kiefern, auch eine sommergrüne Eiche, welche den Wald bildeten. Obwohl nun die hohen Bäume sehr weit auseinander standen, so daß man gut zwischen sie hindurch blicken konnte, so bedeckte doch ein dichtes, immergrünes Unterholz den Boden etwa ein bis zwei Meter hoch. Es war hauptsächlich von dem weidenähnlichen Erdbeerbaum, schönen, fliederblättrigen Pistazien, mannshohem Haidekraut und Sträuchern von Steineichen zusammengesetzt. An Wegen, wo es solche gab, und an Bachrändern wucherten oft Brombeeren in undurchdringlichem Gestrüpp.

Der Bach wich in seiner ganzen Art von den unserigen durchaus ab. Er hatte ein Bett, das bald nur höchstens einen, bald einige Meter breit war, das aber nur in einer schmalen Rinne Wasser enthielt und lange Strecken weit gänzlich ausgetrocknet war, ausgetrocknet im Februar! Nun trocken auch bei uns schließlich Wasserbäche aus, aber ihr Bett überzieht sich doch dann mit Gras und feuchtigkeitsliebenden Pflanzen. Hier stellte das Bett eine völlig kahle Rinne von Sand, Schieferschlamm oder Kies dar. Auch seine Ufer waren bis auf eine kleine Stelle, wo einige Weiden und zurzeit gerade blühende Erlen standen, durchaus kahl. Bei uns ist im Walde, zumal in einem dichten Walde wie dieser war, der Lauf eines Baches an seiner besonderen Ufervegetation weit hin zu verfolgen. Das war hier gänzlich unmöglich. Die Erscheinung ist nur aus der großen Trockenheit des Klimas zu erklären. Im Sommer dürfte die Feuchtigkeit des Baches vollkommen verschwunden sein, wie er an vielen Stellen ja schon im Februar so trocken war, daß man ihn als Wegpfad benutzen konnte. Den Gräsern und Kräutern, überhaupt der Uferflora, ist es deshalb unmöglich, sich hier anzusiedeln. Andererseits aber können auch die Pflanzen, die nicht zu große Feuchtigkeit lieben, also besonders die Bäume und Sträucher des Waldes, nicht an das Ufer und in die Uferlinie vordringen, weil bei plötzlich eintretendem Regen, namentlich nach Gewittergüssen, das Bett des Baches bis an den Rand vollgefüllt sein dürfte. Dauert dieser Wasserreichtum auch nur wenige Tage an, so können doch im allgemeinen die Waldbpflanzen eine solche Unterwasserflutung ihrer Wurzeln oder gar ihres Stammes

nicht vertragen, sie gehen zugrunde. So zieht sich denn der Bach als kahle, vegetationslose und von keiner Vegetation begleitete Rinne durch die Täler dahin.

Wenn die Berge, welche die Küstenebene direkt begrenzen, auch waldblos sind, so haben sie doch an manchen kleinen versteckten Stellen einen Rest von Waldvegetation bewahrt. Das sind die kleinen Buschwälder, die sogenannten Macchien, die man mitunter in wenig zugänglichen Schluchten oder an steilen, der Sonne nicht zugewandten Hängen findet. Sie bestehen zwar etwa aus denselben Gehölzpflanzen, wie sie in dem geschilderten Walde vorkommen, aber sie können hier nicht zu Bäumen emporwachsen. Sie bilden ein immergrünes Gebüsch, eine liebliche, leider nur seltene Erscheinung am spanischen Mittelmeer. Vielleicht würde sich dieses Gebüsch nach und nach ausbreiten, und so den Ausgangspunkt zur Bewaldung wenigstens der Nord- und Ostseiten der Berge bilden, wenn diese nicht ständig von großen Schaf- und Ziegenherden abgeweidet würden. Die ärmliche Felsenvegetation der Berge wird durch die Weide nur noch ärmlischer. In weiten Zwischenräumen stehen kleine Büsche von Stechginster, die sich nach allen Seiten igelartig durch sehr spitze Dornen gegen jede Verührung, auch die des Weideviehes absperrten. Kleine, sehr aromatische Halbsträucher, wie Lavendel, Rosmarin und andere stehen ebenfalls zerstreut hier und da. Merkwürdigerweise ist es auch eine Palme, die einzige einheimische Europas, die hier ihren Standort hat, die Zwergpalme. Ich muß sagen, ich war sehr enttäuscht, als ich diesen Vertreter einer majestätischen Pflanzenfamilie zum erstenmal an den spanischen Berghängen bemerkte. Ich hatte sie vorher in den Städten in schönen Gärten als recht stattliche Bäumchen mit sehr dickem, einige Meter hohem Stamm und gewaltigen Blattfächern gesehen. Hier in freier Natur besitzt sie überhaupt keinen Stamm, nur ihre Wedel ragen ähnlich wie Hufblatt oder Pestwurz aus dem Boden und kaum größer. Nur die Form des Blattes mit ihren Sägerippen erinnert einigermaßen an die stolze Schönheit der Palmen. Aber diese zwerghige Pflanze kriecht unterirdisch wie der Hufblatt dahin. In Afrika soll sie deshalb ein furchtbares Unkraut sein. Das läßt sich leicht denken, denn hier und da sendet sie aus dem unterirdischen Stamm ein Blatt hervor, wahrscheinlich nicht gerade zur freudigen Ueberraschung der Kulturpflanze, die von Rechts wegen den Platz erhalten hat. In Spanien kann die Zwergpalme auf den kahlen Bergen, auf den wasserlosen Steppen, wo sie wächst, keinen Schaden stiften. Aber eine ästhetische Wirkung bringt sie auch nicht hervor. Ihre Blätter werden zu Besen benutzt und man kann sie um dieses Schicksal kaum bedauern.

Die Berge, die oft im Halbkreis die Küstenebene umgeben, tragen nicht wenig zur Schönheit dieser spanischen Landstriche am Mittelmeer bei. Aber auch das letztere selbst erhöht den Reiz dieser glücklichen Gegenden ungemein. Das tiefe Blau, in dem es sich so oft zeigt, die Stille des Meerespiegels, der heitere, sonnige Himmel, der über ihm glänzt, das ist ein Bild von großartiger Schönheit. Der Nordländer, der an einen grauen, stürmischen Ozean gewöhnt ist, fühlt das Dämonische und Böseartige des Meeres hier weniger, aber dafür erinnert ihn die heitere, erhabene Ruhe seiner weiten Wassermassen an die Schönheit griechischer Kunst, das geheimnisvolle Märchenblau führt die Sinne in das Zauberland der Poesie, es erfüllt den Geist mit dem Hauche der großen, ewigen Natur, die ihre Wunderwerke vor unserem staunenden Auge ausbreitet. An dem flachen Seestrand branden die blauen Wogen in schneeweißen, zischenden Wellen. In rundem Wirbeln kommen die einzelnen Wogen heran, dann laufen sie mit geschäftiger Eile, in dampfenden Schaum verwandelt, den Strand herauf, zehn, zwanzig Meter weit, je nach ihrer Kraft. Dann fallen sie in niederer Wasserflut zurück ins Meer.

An der Oberspree.

Text und photographische Aufnahmen von G. Reinke.

Wor Jahrhunderten hat man der Mark Brandenburg die geringschätzende Bezeichnung: „Des heiligen römischen Reiches Streusandbüchse“ beigelegt. Längst ist des heiligen römischen Reiches Herrlichkeit vergangen, aber das Vorurteil gegen die Mark, welches durch jene Bezeichnung ausgebrütet wird, ist geblieben. Noch heute gilt die Mark Brandenburg bei denen, die sie nicht kennen, als eine trostlos langweilige Ebene, nicht viel besser als eine Sandwüste. Und nun gar die Umgebung von Berlin. Die stellt man sich allgemein als den öbsten Teil der öden Mark Brandenburg vor. Aber wenn je eine Ansicht falsch war, dann ist es die, daß Berlin mitten in einer großen Sandwüste liegt. Freilich, wer auf dem Schienenwege die Mark durchreißt, der findet nur selten Gelegenheit, einen flüchtigen Blick in die Reize ihrer Landschaft zu werfen, denn die landschaftliche Schönheit der Mark hat nichts, was unwillkürlich ins Auge fällt, sie drängt sich dem Beschauer nicht ungesucht auf und hat deshalb lange Zeit das Schicksal jener schlichten, bescheidenen Schönheiten teilen müssen, an denen die Menge achtlos vorübergeht.

Selbst die Märker, und namentlich die Bewohner Berlins wußten bisher nicht, und wissens zum Teil heute noch nicht, daß ihre engere Heimat so manche Perle landschaftlicher Schönheit birgt. Erst in neuerer Zeit hat die Eigenart der Mark auch in weiteren Kreisen die Anerkennung und Beachtung gefunden, die ihnen wenige Naturfreunde längst zuteil werden ließen. So hat die märkische Landschaft den Malern zahlreiche Motive für Pinsel und Zeichenstift geliefert. Begabte Künstler haben die märkische Natur geschildert und dadurch viel zum Verständnis und zur Wertschätzung derselben beigetragen.

An Gewässern ist die Mark überaus reich. Nicht nur die stillen Waldseen, wie sie uns Leisti-

will, der darf nicht auf der Heerstraße wandern, vor allem nicht auf jenen Wegen, die von den Eisenbahnstationen im Vorortgebiet nach den großen Biergärten führen, wo der Berliner des Sonntags „Erholung“ sucht. Auch die Umgebung solcher „Erholungsstätten“, wo die Ausflügler ihre Spuren in Gestalt von unzähligen fortge-

pfade bald an ein freundliches von beiden Seiten durch Kieferwald begrenztes Wiesengelände, das sich in langer Ausdehnung von Norden nach Süden erstreckt. Der Boden, auf dem jetzt saftige Gräser sprießen, war in grauer Vorzeit das Bett eines breiten Flusses, der sein Wasser der Spree zuführte, die damals als ein gewaltiger Strom durch das Land zog. Heute rieselt inmitten des Wiesengrundes ein schmaler Bach hin. — Mühlenfließ genannt — der Ueberrest des einstigen breiten Wasserlaufes.

Wir wandern am Waldbesäum. Unser Blick schweift über den Wiesenplan. Hier ein Baum, da ein Busch, dort eine Gruppe von Bäumen und Büschen. Sie unterbrechen in angenehmer Abwechslung die Gleichmäßigkeit der Wiesenfläche. Grün leuchten Gras und Laub. Schwarzgrün dämmern die Kiefernkrone, und mit einem goldigen Not hat die Morgensonne die schlantgewachsenen Stämme der Kiefern am gegenüberliegenden Waldrande gefärbt.

Bis zum Wirtshaus Ravenstein-Mühle ist der Weg ziemlich belebt. Hinter dem Wirtshaus aber werden die Ausflügler selten. Bald sind wir ganz allein inmitten der schweigenden Natur. Unweit von einem sehr stark belebten Berliner Vorort umfängt uns hier tiefe, wohlthuende Ruhe, die nur durch den einformigen Ruf des Ruckucks unterbrochen wird.

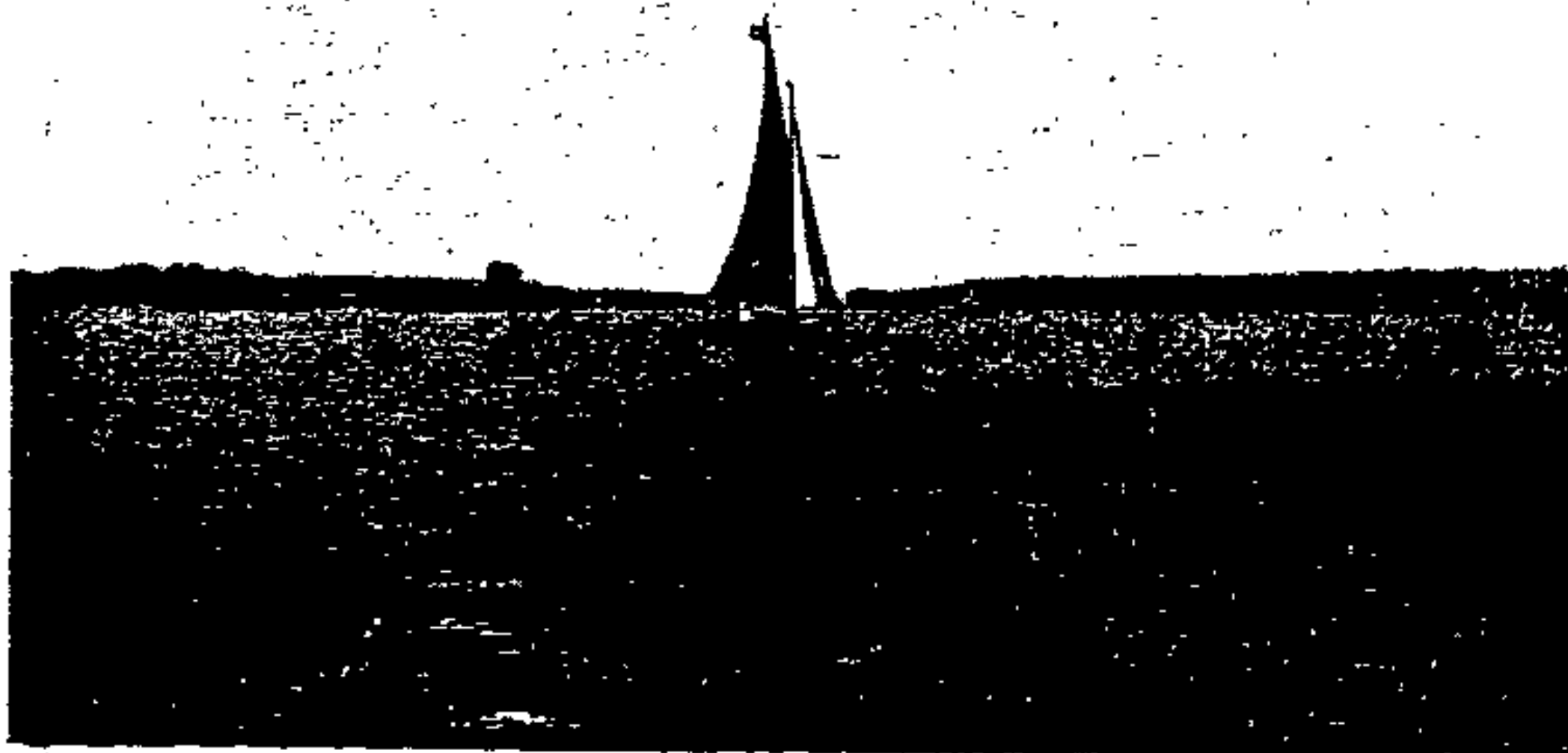
Weiterhin, beim Vorwerk Heidemühle, überschreiten wir den Bach, der sich hier zum Mühlenteich erweitert. Die ruhige, vom kleinen Lufthauch bewegte Wasserfläche wird auf der einen Seite von mächtigen, alten Kastanien beschattet, die sich klar bis zum Wipfel im Wasser wieder spiegeln und den Teiche dadurch den Eindruck geheimnisvoller Tiefe verleihen. Auf der anderen Seite blinkt heller Sonnenschein über Wasser, Wiese und Bäumen, deren liches Grün sich in der Ferne in einem zartbläulichen Ton verliert.

Wir schreiten weiter. Zunächst durch Kieferwald. Dann führt uns der Weg durch eine schöne Partie herrlichen Laubwaldes. Birten-,



Am Mühlenfließ.

worfenen Stullenpapieren hinterlassen haben, meidet der Naturfreund. Er hat trotzdem nicht nötig, weite Reisen zu machen, um sich auf einsamer Wanderung der liebevollen Betrachtung der Natur hinzugeben. Oft findet er sogar in der



Dahme-Landschaft.

foto zeigt, sind ihr eigen; die breiten, durch regen Schiffsverkehrs belebten Wasserläufe der Havel, Spree und Dahme, sowie die zahlreichen großen und kleinen Seen, welche durch diese Flußläufe gebildet werden oder in Verbindung mit ihnen stehen, gehören zu den anziehendsten Punkten der märkischen Landschaft. Auch der Wald, meist Kiefern-, stellenweise aber auch sehr schöner Laubwald, fehlt nicht.

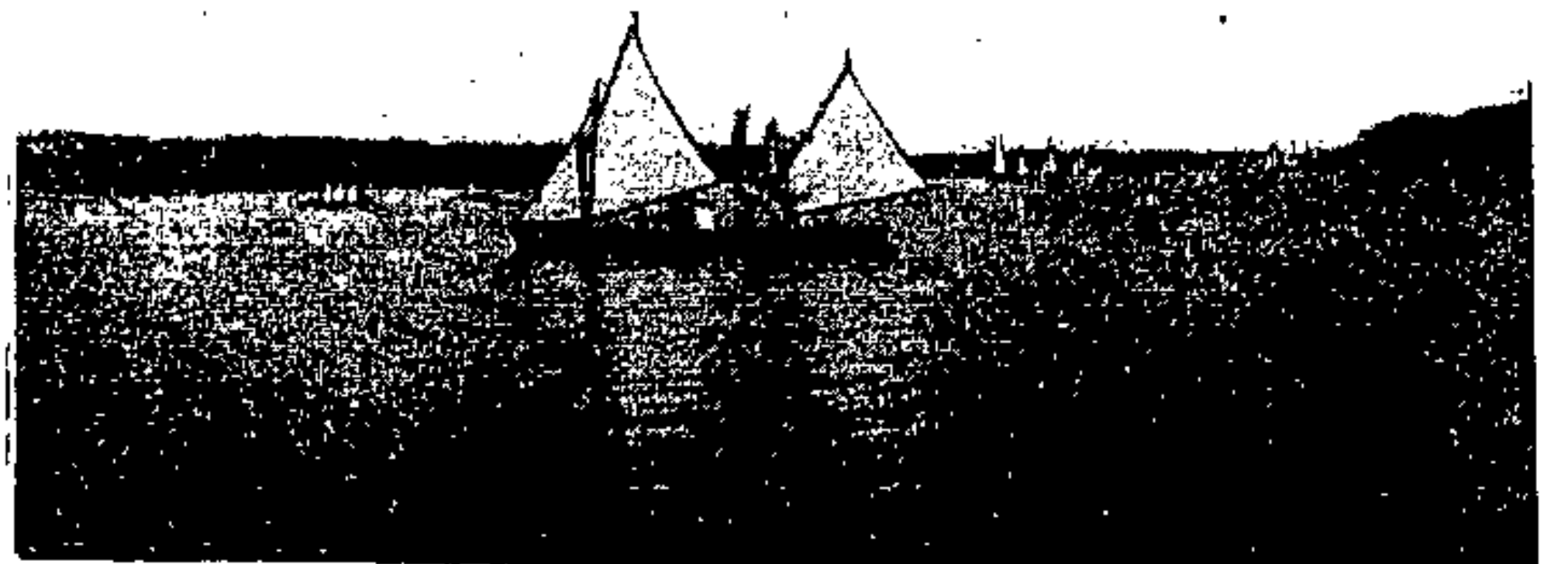
Wer die intimen Reize der märkischen Landschaft kennen lernen und auf sich wirken lassen

Nähe vielbesuchter Ausflugsorte von der Menge nicht gekannte und nicht beachtete, überaus schöne Partien.

Ein Vorortzug bringt uns in einer halben Stunde nach Friedrichshagen. Der schöne Sonntagmorgen hat eine Menge von Ausflüglern hinausgelockt. Die meisten schlagen den Weg durch den Ort ein, der sie zu den Biergärten am Müggelsee führt. Wir wenden uns in entgegengesetzter Richtung und gelangen auf einem Wald-

Sichen- und Akazienpflanzungen folgen jetzt aufeinander, und dazwischen Lichtungen, deren weicher Rasenteppich prächtige Ruheplätze unter schattigen Bäumen bietet. Wenige Schritte vor uns durchschneidet der Bach das Wiesengrün. Langsam, ganz langsam, als wolle es die feierliche Ruhe, die über der Natur liegt, durch kein Geräusch unterbrechen, gleitet sein Wasser über tiefbraunen Moorboden.

Ein kurzes Stückchen Weges, und wir sind aus unserem Wald und Wiesenidyll an die Straße



Segelboote auf der Dahme.

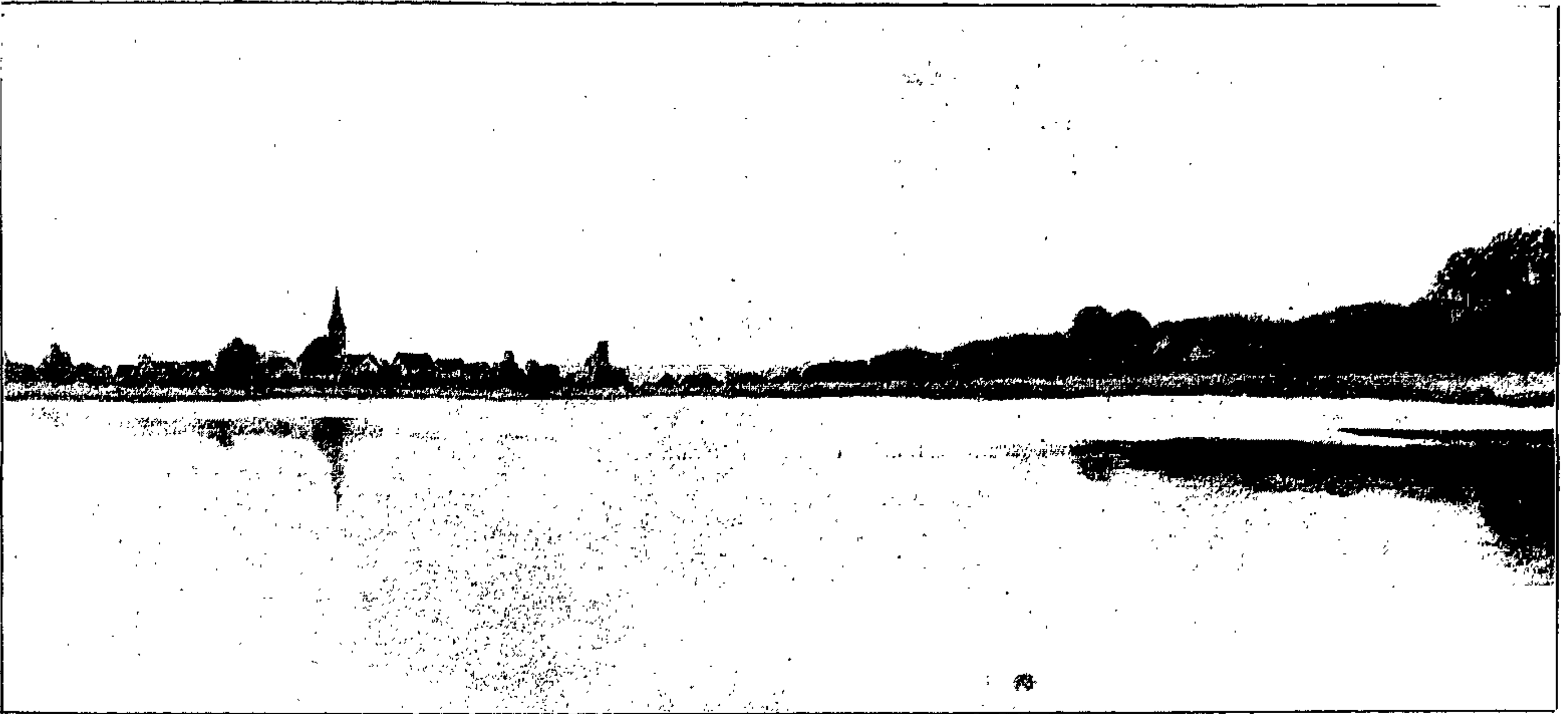
nach Dahlwitz gelangt. Wir durchschreiten das Dorf und erreichen nach kurzer Wanderung auf einer von schattigen Bäumen eingefassten Landstraße das Dorf Wünnchehofe, um von hier aus unseren Weg in südöstlicher Richtung durch den Kiefernwald fortzusetzen. Friedrichshagen bleibt in einiger Entfernung zu unserer Rechten. Schließlich führt unser Weg vorbei an den großen Wasserwerken, welche einen Teil der Berliner Wasserleitung speisen. Wald haben wir den Saum des Waldes erreicht. Wir treten heraus. Vom oberen Rande einer ziemlich steil abfallenden Anhöhe überblicken wir die ausgedehnte Fläche des Großen Müggelsees. Er ist $4\frac{1}{2}$ Kilometer lang und $2\frac{1}{2}$ Kilometer breit. Im südöstlichen Winkel des Sees tritt die Spree ein, die ihn im



Strandpartie an der Müggel.

Auf der belebten „Strandpromenade“ — so nennen die Friedrichshagener diesen Teil des Seeuferes — setzen wir unsere Wanderung in östlicher Richtung fort. Bis hart an den oberen Rand der das Ufer begrenzenden Anhöhe tritt der Wald: gerade und schlant in die Höhe geschossene Kiefern, die nur ganz oben wenige mit langen Nadelbüscheln besetzte Zweige tragen. Einzelne Bäume stehen, gleich vorgeschobenen Posten, auf dem Abhänge der Anhöhe und auf dem schmalen Uferstreifen. Hier, wo die Kiefer Raum hat, sich nach allen Seiten zu entfalten, breitet sie ihre vielfach gekrümmten Zweige zu einer stattlichen, schattenspendenden Krone aus.

Am der nordöstlichen Spitze des Müggelsees endet die Strandpromenade. Der Wald tritt zurück,



Blick auf Rahnsdorf.

Nordwesten wieder verläßt, um ihren Lauf an Köpenick vorbei nach Berlin fortzusetzen. Wir steigen die Anhöhe hinunter und stehen nach wenigen Schritten hart am Ufer des Sees, wo wir fast die ganze Wasserfläche überschauen können. Rechts von uns, am diesseitigen Ufer, erheben sich die Maschinenhäuser der Wasserwerke. Mit ihren hoch in die Luft ragenden Schornsteinen erinnern sie gar zu sehr an Fabrik- und Großstadt. Sie erscheinen uns als eine Störung in dem anmutigen Landschaftsbilde. — An der anderen Seite des Panoramas, welches sich vor uns ausbreitet, dort, wo die Spree in den Müggelsee eintritt, schauen, durch die Entfernung klein wie Spielzeug erscheinend, der Kirchturm und die Häuser von Rahnsdorf aus grünen Baumgruppen hervor. Uns gegenüber, hinter dem waldbumsäumten Südufer des Sees zieht sich der langgestreckte Rücken der Müggelberge hin.

Ruhig, von einem sanften Windhauch nur leicht gekräuselt, liegt die weite Wasserfläche. Aber nicht immer ist der Müggelsee so friedlich.

Bei heftigem Winde kann er selbst kundigen Wassersportleuten gefährlich werden. Mancher, der bei Sturm und Wellenschlag sein Fahrzeug nicht zu bergen wußte, hat einen jähen Tod in seinen Fluten gefunden.



Ufer am großen Müggelsee.

Wiesen und Felder dehnen sich am Ufer. Von der Höhe, unter Linden und Kastanien fast versteckt, grüßen die Gebäude der Försterei Müggelsee. Wir ersteigen die Anhöhe, gehen an der Försterei, dann an der Kolonie Rahnsdorfer Mühle vorbei und erreichen Rahnsdorf. Ein Fährmann rudert uns hinüber an das jenseitige Spreeufer, wo, ein wenig flussabwärts, hart am Wasser, das Wirtshaus „Neu Helgoland“ zur Raft winkt.

Eine kurze Strecke weiter abwärts tritt die Spree in den Kleinen Müggelsee, der, durch mehrere vorgelagerte Inseln und Inselchen vom Großen Müggelsee getrennt, eine tief nach Südosten einschneidende Bucht desselben bildet.

Am Ufer des Kleinen Müggelsees! Der Blick auf die Inseln mit ihren grünen Bäumen und schmucken Häusern bietet fortwährend wechselnde, anmutige Bilder. Nach kurzer Wanderung überschauen wir den Kleinen Müggelsee in der Längsrichtung: Im Vordergrunde die spiegelglatte Wasserfläche, und drüben am entgegengesetzten Ufer als Abschluß des Bildes Rahns-

dorf im hellen Schein der Nachmittagssonne. — Nun verlassen wir den Müggelsee. Ein Waldweg, der sich nach Südosten wendet, führt uns an den Fuß des Großen Müggelberges. Ein Bergriese ist er ja nicht mit seinen 95 Metern, aber für die Kinder der Ebene immerhin schon eine ansehnliche Erhöhung. Da wir, um den allmählich ansteigenden Fahrweg zu vermeiden, die Höhe auf einem ziemlich steilen aber kürzeren Pfad ersteigen, so ist die „Bergtour“ nicht ganz unbeschwerlich. Aber die Aussicht, die sich da oben bietet, entschädigt reichlich die kleine Mühe. Tief unter uns liegt die helle Fläche des Müggelsees. Wir sehen Friedrichshagen, Rahnsdorf, den Dämeriksee, und auf der anderen Seite windet sich der breite, oft zu Seen ausgebuchtete Wasserlauf der Dahme (auch Wendische Spree genannt) durch Wald und Wiesen. Deutlich erkennen wir die am Ufer der Dahme liegenden Ortschaften: Schmöckwitz, Karolinenhof, Grünau und Köpenick an der Stelle, wo sich die Dahme mit der Spree vereinigt. Ganz hinten am nordwestlichen Horizont, im Nebel fast verschwindend, das Häusermeer von Berlin, aus dem die wohlbekannten Türme und Kuppeln hervorragen.

Seit kurzer Zeit erhebt sich auf dem Großen Müggelberge ein Aussichtsturm, dem die Erbauer den Namen „Bismarckwarte“ gegeben haben. Das

weit hin sichtbare, massive Bauwerk mit der heutzutage üblichen patriotischen Benennung lockt die Massen auf den früher nicht sehr stark besuchten Berg. Man kommt herauf, besteigt den Turm, betrachtet die Aussicht, schreibt Ansichtskarten und geht dann wieder hinunter, entweder am idyllischen Teufelssee vorbei nach dem Müggelsee, oder auf der anderen Seite geradenwegs nach dem Wirtshaus „Marienlust“ an der Dahme.

Wir vermeiden diese massenhaft begangenen Wege. Durch den Kiefernwald ziehen sich breite Gesteige, von mehreren Reihen Birken eingefasst, die mit ihrem hellen Laub und den glänzend weißen Stämmen einen angenehmen wirkenden Kontrast zu den dunklen Kiefernwänden bilden. Der Boden ist überdeckt mit einem weichen Teppich aus Rasen und Moos, unzählige Ginsterbüschel strecken ihre langen mit goldgelben Blüten bedeckten Stengel aus dem Grün hervor. Auf solchen Wegen gelangen wir an das Ufer der Dahme.

Hier herrscht reges Leben. Ruder- und Segelboote gleiten den Fluß hinauf und hinunter; große, vollbesetzte Personendampfer, die den Verkehr zwischen Berlin und den Ausflugsorten vermitteln, durchschneiden die Flut; Schleppdampfer, lange Züge von Lastkähnen hinter sich herziehend, fauchen schwerfällig die Wasserstraße entlang. Am

Ufer wandeln Spaziergänger, Gruppen von Ausflüglern lagern im Grünen und schauen dem bewegten Treiben auf der Wasserfläche zu. Baden die Kinder tummeln sich im seichten Wasser. In stillen Buchten sitzen Angler, lautlos und unbeweglich, den Blick unverwandt auf die Angelfische gerichtet. — So genießt jeder den Sonntag nach seinem Geschmack.

Dem Lauf der Dahme folgend kommen wir nach Grünau. Hier besteigen wir einen Dampfer und sind so glücklich, einen guten Deckplatz zu bekommen. — Vor uns die untergehende Sonne. Mit leuchtendem Gold, das nach und nach in tiefes Purpurrot übergeht, färbt sie den Horizont, von dem sich langgezogene Wolken wie tiefblau Schattensilder abheben. Die fette Farbenpracht des Abendhimmels ist über die Wasserfläche ausgegossen, und wo der Bug des Dampfers das Wasser aufspritzt macht, da leuchtet es wie ausgestreute Feuerfunken. Bäume und Häuser am Ufer werfen lange, schwarze Schatten in die farben glühende Wasserfläche. Mehr und mehr senkt sich das Dunkel des Abends auf die Landschaft. Gleich Schattensildern ziehen die Uferpartien an uns vorüber. Hier und da leuchten die Lampen eines Biergartens aus dem Dunkel und spiegeln sich als lange, zitternde Lichtstreifen in der dunklen Wasserfläche. —

Erntenöte.

Dorfstimmung von Franz Diederich.

(Schluß.)

Unlätig sah der Bauer herum, der Kopf hing ihm vornüber auf dem Tisch: hundelebend sei ihm; das kenne er sonst gar nicht.

Zum Arzt fuhr er natürlich nicht.

Gegen Abend machte ein Wind sich auf, frisch und kräftig stöhnend. Der Wind hielt an. Wenn's doch endlich werden wollte, das Wetter! Man hatte das Glauben und Vertrauen wahrhaftig verlernt.

Als die Dunkelheit kam, wurden Sterne sichtbar. Im Krug gab's schon Stimmen: morgen kann's werden!

Und richtig: diesmal war's gut prophezeit. Der Wind blieb, und heute früh fährt er nun über den Himmel, Wolken jagend, und trocken streicht er über die Acker hin.

Minutenlang schon kommt die Sonne durch und hilft brav schaffen, was der Bauer brauchen kann. Und nun ist das Dorf auf einmal wie verwandelt.

Mein Bauer hat zwar seinem Gesicht die gewohnte Helle nicht zurückgewonnen. So schaut er immer noch vorsichtig und ungläubig drein. Aber er sitzt doch heinspreizend im Hof und hämmert an seiner Sense herum.

Die Leute, die für seine Arbeit zur Hand sind, stellen sich einzeln ein. Auf den Nachmittag sollen sie kommen. Er prüft den Himmel und hämmert weiter, ein paar Schläge hier, ein paar Schläge dort, hart und kurz.

Jetzt blinkt die Sense wie ein Blitz: er zuckt auf, so prallt der Strahl in seine Augen. Die Sonne ist voll zwischen zwei Wolkenzügen herausgekommen.

Der Bauer erhebt sich, ein wenig schwer und mühselig, aber wie er nun zum Geräteschuppen schreitet, scheint wohl jeder Schritt ihm mehr von der alten Festigkeit zurückzugeben. Er wird nicht der Einzige sein, dem die Sonne in diesen Stunden das Gefühl des Genesens einflößt.

Draußen vor der Hofeinfahrt kann man's um die Mittagszeit spüren. Wo hat die Dorfstraße ihre Stille gelassen?

Die ganze gerade, baumbeschattete und strichweise von graugrünen Weiden, untermischt mit Flecken schöngelben Rainfarns dichtbewachsene Flucht ist in Bewegung: ein Schreiten von Männern und Mädchen nach beiden Richtungen und an den Seiten ins Feld hinaus.

Ueber die Straße hat sich zur Ferne hin ein grauer Sonnendunst gelagert. Graue Ackerwagen, meist mit Ochsen bespannt, etliche wenige mit Pferden, tauchen aus dem Dunst oder rollen ihm entgegen. Hoch steht der zügelhaltende Bauer oder Knecht vorn auf dem Wagen, den breitrandigen alten Strohhut aufgestülpt, bloß mit Hose und Hemd bekleidet. Hinter ihm hocht die Frau oder ein Mädchen. Ein Wagen fährt vorüber, auf dem ganz hinten ein Greis sitzt, in abgerissen staubgrünlicher Kleidung; die Beine baumeln frei herab, der Kopf nickt mittagschläfrig vornüber.

An den Straßenseiten blinken die weißen breitfallenden Kopftücher der Weiber. Die kurzen Röcke, um die Hüften in wulstigen Ringen hochgerafft, lassen emsig bewegte, sonnenverbrannte, braune Beine frei. Da und dort macht als lebhafter roter, blauer, brauner Farbfleck ein Brusttuch oder Rock sich bemerkbar. Und dann auf den Schultern die Getreidesensen mit den hölzernen Hartzähnen, und die kurzziinkigen Rechen über den Köpfen.

Wohl eine Stunde lang lebt die Dorfstraße von so bewegtem Getriebe. Dann zieht die Ruhe wieder in ihr angestammtes Reich.

Nicht einmal das Plinken der Schmiebe, das bisweilen aus der Dorfmitte herübertrönt, läßt sich heute mehr hören: die Schmiebe ist geschlossen, auch der Schmied ging mit der Sense fort. Nur ein kleines vierjähriges Mädchen mit grünem Kopftuch und braunem, langen Röckchen trippelt, eine dünne Gerste in der Hand, hinter fünf schloßweißen Gänsen her, die mit den dumm-neugierig vorgestreckten Köpfen ihrer Hüterin gerade bis ans kindsbrollige, grauumschattete Näschen reichen.

Aus einem Hofe tritt, dürftig angetan, eine magere Greisin mit ganz gelber, eingetrockneter Gesichtshaut. Sie winkt dem kleinen Grünhäubchen, das auch gleich herangelaufen kommt. Die Greisin läßt sich auf ein Knie nieder, und das Kind weiß offenbar schon, was das bedeuten soll, küßt schnell die Alte auf den Mund und rennt mit scheu-frohen Augen wieder zu den Gänsen zurück, die aufgeregter schnatternd die Hälfte zur Seite strecken. Die Alte tritt mit glücklichem Gesicht zurück, und ihr zahloser Mund raunt mir halbverständlich zu: jedes Kind hole sich von ihr einen Kuß. Ueber den Zaun des Vorsteherhofes grient

auf die Alte hin ein verzwirbeltes Mannsgesicht, das feine ältlichen Züge wohl dem Schnaps verdankt: das Gesicht gehört dem Dorfnachtwächter, der tagsüber Pilze zu sammeln oder beim Vorsteher herumzuhantieren pflegt. Er ist jetzt vielleicht das einzige Mannsbild, das nicht auf den Acker gegangen ist.

Nun hat die Welt der Felder draußen ihre große Zeit. Die wallenden Roggenmeerflächen schlagen im Wind ihre letzten erregten Wellen. Unter zischenden Schnitter sinken die Schwaben zur Ruhe, in breiter Reihe immer auf einen Hieb.

Die schweigenden Menschen überall auf den Feldstrecken schaffen mit ganzer Kraft, die Kraft der vielen wächst zusammen: hier fallen die Aehrenbündel, dort erheben sich gebundene Garben zu dichten, festen Mandeln zusammengelehnt.

Ein reiches Zeltlager von Garbenständen ist schon bis zum heutigen ersten Abend errichtet. Weit in die helle Pappellandschaft hin, stehen die Gruppen länglicher Zeltchen verstreut zwischen noch ungemähten Roggenstrecken.

Mein Bauer sitzt abends am Tisch, von ihm die kleine Bäuerin eben die Schüssel mit den vorjährigen, schwarzfleckigen Kartoffeln und den Leinölknäpfe abträgt, und sieht schweigsam vor sich hin. Sicher rechnet er irgendwas.

Nun grüßt er mit halbwegs zufriedener Miene.

Die Beine sind ihm immer noch schwer, aber — er nickt für sich — es hat geschafft. Wenn's Wetter sich hält, ist er übermorgen mit dem Mähen fertig. Die kleineren Leute werden, meist schon bis morgen mittag alles in Mandeln haben.

Dann meint er: „Haben Sie schon was gehört, daß morgen nachmittag das Dorf drüben beim Vorsteher mähen hilft?“ Ein alter Dorfbrauch, daß Burschen und Mädchen dem Ortsoberrichter freiwillig einen halben Tag lang Erntedienst leisten, wofür ihnen Besper, Lanzerlaubnis und Freibier am Abend gespendet wird. Die Dorfmusikanten spenden in herkömmlicher Weise Freimusic.

Wir ist noch nichts davon zu Ohren gekommen. Mein Bauer wirft, ruhenden Blicks mich ansehend, mit einem merkwürdigen Brennen in den Augen hin: „Der hat's gut.“

Das Wetter hält sich. Der neue Tag ist blauer, trockener, sonnensefter noch als sein Vorgänger, und um die Mittagsstunde sammeln sich wohl vierzig Burschen und Mädchen auf dem Vorsteherhofe. Sie sind in einer Laune, als gält's ein Fest zu feiern. Die Mädchen glühen und schiefen Blicke; es wird am Abend Tanz geben, die Musikanten des Dorfes wollen nicht wieder wie im vorigen Jahre störrische Spielverderber sein.

Dorfjugend und Dorfmusikanten leben nämlich seit über Jahresfrist im Kriegszustand: die Musikanten verlangten für den Kopf jedes Burschen ein paar Groschen Tanzgelbzuschlag, aber die Burschen wollten nicht, worauf die Musikanten sich weigerten, zu spielen. Sie spielten auch nicht, und die Jugend kam am Ernteaabend des Vorstehers um ihr Vergnügen. Fortan holten alsdann die erbosten Burschen sich für den Sonntagstanz die Kapelle aus dem Nachbardorf; als nun am letzten Pfingstfest die Nachbardorfsmusik nicht zu haben war, und die Burschen wohl oder übel wieder bei den einheimischen Bläsern anklopfen mußten, rächten diese sich mit einem standhaften: „Geht nur wieder ein Dorf weiter! Diesmal paßt es uns nicht!“ Und der Pfingsttag ging richtig in die Brüche. Aber heute abend wollen sie musizieren, sie haben's den Burschen versprochen. Sogar ohne als Entgelt für die Zukunft den geforderten Aufschlag zu beanspruchen.

Die Burschen haben lange hin und her geredet, und die Mädchen sehens ihnen auch an, daß sie, wie sie nun mit jedem Halten dastehen und herüberschauen, ihrer Sache sicher sind. Bloß der eine Bläser — der Hauptbläser allerdings — soll noch Schwierigkeiten machen und nicht fest zugesagt haben; aber die anderen werden ihn schon bis zum Abend umstimmen. Also los, aufs Feld! Am Abend sollen die Musikanten die Schnitter und Binderinnen mit lustigem Marsche ins Dorf einholen.

Die Sonne geht nieder, die Arbeit ist getan: in langen Reihen stehen die schweren Mandeln auf kahlgewordenen Aedern.

Nun heim!

Ein Bursche ist vorausgeschickt, den Musikanten Bescheid zu bringen, daß sie sich auf den Weg machen sollen.

Man wartet. Scherz und Schäkern der besten, jungen Laune, die sich erhoffter Lust nahe fühlt, füllt die Minuten aus. Aber die Minuten häufen sich. Teufel auch, lange muß man warten. Was soll das heißen!

Da kommt der ausgesandte Bursche den Bappelweg her zurück. Eilig. Aber er winkt ganz und gar nicht. Sein Gesicht ist aufgereggt, das sieht man von weitem. Man geht ihm in aufgelösten Haufen entgegen: Was heißt das?

„Sie wollen nicht. Der Bläser will nicht. Nun wollen die anderen auch nicht.“

Erst ist alles stumm. Dann bricht ein gereiztes Durcheinander empörter Stimmen los. Alle stehen und schreien um den Woten herum.

„Der Bläser will nicht, und wenn ihm fortan ein ganzer Taler draufgelegt würde!“

Darauf braucht er sowieso nicht zu rechnen, der widerspenstige Hartkopf. Draufgeld gibt's nicht. Die Burschen zahlen genug. Nein, mehr zahlen sollen sie auch nicht, so dick liegt das Geld im Dorfe nicht — die Mädchen sind ganz mit der Burschen Gegenwehr einverstanden.

Jetzt wollen ein paar Mädchen ins Dorf vorauszugehen und noch einmal mit den Musikanten reden. Drei, die ein Wort zu machen wissen und die auch sonst etwas gelten, drei kräftige Mädchen, hochgewachsen, mit hellen Augen, machen sich mit schnellen Füßen auf den Weg. Die anderen sollen langsam bis zum Dorfeingang nachkommen.

Weil Mädchen und Burschen einig sind, gewinnt der Haufe die gestörte gute Laune schnell zurück. Ein Lied wird angestimmt. Aus der leichten Staubwolke, die den Bappelweg entlang zieht, löst es froh in die offene, hohe Abendlandschaft hinaus; über die sich der Himmel hoch bleichblau, mit leiseroten Wolken spannt.

Wo der Bappelweg ins Dorf einbiegt, bleibt der Haufe stehen. Die drei Mädchen verhandeln noch mit den Musikanten. Jetzt sind sie bei dem widerspenstigen Bläser. Die Geduld der Wartenden nimmt ein neues Lieb vor. In langgezogenen Tönen hallt die Melodie, gemüthvoll-glücklich, die Straße hinunter ins Dorf.

Aber die Geduld hofft vergebens: schnellen Schritts kommen die Mädchen mitten auf der Straße zurück. Die weißen Kopftücher wehen um die gerötelbraunen Gesichter:

„Der Bläser will nicht. Die anderen wollen's nun selber nochmals bei ihm versuchen. Ohne den Bläser mögen sie nicht. Wenigstens nicht auf der offenen Straße.“

Ein Bursche, ein lerniger Kerl, der den Hut recht in den Nacken gestossen trägt, daß die Stirn edig und breit vortritt, stampft auf und fährt drein: „Dann sollen sie's ohne den Bläser tun. Wollen sie das?“

Die Mädchen zucken die Achseln: sie wollen und wollen nicht.

Der Bursche nimmt seine Kameraden beiseit. Sie stecken eine Weile die Köpfe zusammen. Dann gibt's ein lustiges Gelächter. Ein paar Worte zu den Mädchen und gleich löst die Schar sich auf, und vereinzelt geht's, Sense oder Harke geschultert, gemächlich strahab nach Hause.

Natürlich gibt der Vorfall dem Abend überall das häusliche Gespräch. Mein Bauer will nicht recht mit seiner Meinung heraus, aber man merkt doch: der Bläser hat ihn nicht gegen sich. Der

Mann hat seinen Willen. Jeder muß sehen, wie er sich gut stellt. E. Weber — oder.

Auf einmal, was ist das? — Ein heller langschmetternder Ton! In der Dorfschenke.

Mein Bauer sitzt ganz unverändert und tut, als kimmere ihn das Getöse nicht sonderlich. Er schweigt, sticht eine Scheibe Blutwurst an und legt's bedächtig auf die dickbestrichene Schmalzstulle. Aber es ist ganz deutlich: sein Gesicht hat sich gerötet.

Und immer lauter trompetet es von der Schenke her ins Dorf. Immer übermütiger. Spät nachts weckt mich sogar die dreiste Lustigkeit einer Tanzmelodie noch einmal aus dem schönsten Schlummer.

Nun ist ein neuer Morgen sonnenheiß angebrochen. Meinen Bauern kann ich noch unterm Fenster grüßen, ehe er aufs Feld geht. Er ist bei bester Stimmung.

Ich frage natürlich gleich, wie's in der Schenke war, ob der Troktopf doch noch zum Blasen zu haben gewesen sei. Nun sieht der Bauer plötzlich noch zufriedener aus: „Nein!“ In festem Rud kommt's über seine Lippen. Und dann fügt er mit einem geringschätigen Zucken um den Mund hinzu: „Sie haben ohne ihn getanzt. Bloß einen Trompeter, ein Horn und eine Posaune haben sie gekriegt.“ Und er fährt sich mit beiden Händen wie schmerzgetroffen nach den Ohren hinauf.

Wie ich aus dem Fenster schaue, legt gerade drüben der Knecht des Vorstehers seinen besten Rock so breit wie möglich über die niedrige Buchenhecke in die Sonne. Und wie ich aus dem Tor auf die Straße trete, hat nebenan, wo ein dralles, festes Mädchen im Haus ist, ein grauer Schnürleib auf dem Zaunpfahl den herrlichsten Sonnenplatz gefunden.

Der grau-schlaue dreinblickende Vorsteher, der hinterm Zaun sich mit Berg und Werkzeug an seinem Brunnen zu schaffen macht, merkt, wie mich Schnürleib und Knechtsrock fesseln, und ruft nun vergnügt herüber: „So trocken's am besten! Wie an zwei Uhr hatte das Volk getanzt. Blitschnaß das ganze Zeug. Und getrunken haben sie, getrunken! Noch um zwölf Uhr mußte ich einen Kasten Bier geben! Aber,“ fügt er dann plötzlich mit einem Kopfschütteln stolzer Befriedigung hinzu, „um halb sechs Uhr war alles wieder bei der Arbeit, frisch, als ob nichts gewesen wäre. Keiner fehlte!“

Und wie am Mittag die Dorfleute im Sonnenglühn überstaubt, verbrannt und schweißbedeckt heimkehren, sehe ich die Dralle von nebenan im Vorüber den Schnürleib vom Pfahl haben. „Na, wie war's denn, Hanne?“

Sie glänzt mich an mit runden Blizaugen. Eine helle Weile. Und dann sagt sie, sich in den festen Hüften aufstrammend und über's ganze Gesicht ein Lachen: „Sonntag über die Woche ist schon wieder Musik!“ —



Freundschaft.

Die Freundschaft ist der Seele Himmelslicht;
Es lebt im Kinde schon nach ihr Verlangen,
Und wie die Rebe um den Stab sich flicht,
So muß sein Herz ein kleines Herz umfassen;
Die Kindesseele kann nicht wohl gedeihn,
Wenn ihr nicht lacht der Freundschaft
Sonnenschein.

Nicht ohne Freundin kann das Mädchen sein
Für seine Puppen, für sein zart' Gemüt;
Es muß die Freundin ins Geheimnis weihn,
Wenn ihr als Jungfrau erste Lieb erblüht;
Und zieht gar Liebesleid im Busen ein,
So trägt das Bittere leichter sich zu zwein.

Der wilde Knabe braucht den Freund zum Spiel
Und zum Vertrauten seiner Heldensträume,
Zum Wolkenflug für seiner Wünsche Ziel,
Zur Forscherfahrt in unentdeckte Räume;
Der Knabe braucht den Freund als Spiegelbild,
Woran sein Ich erblüht und wächst und schwillt.

Im Meer des Lebens braucht den Freund
der Mann;
Er fehlt allein im Sturme leicht den Hafen,
Worin sein Schifflein sicher ankern kann,
Und wo sein Mut mag frische Kraft sich schlafen,
Das Beste wird dem Mann vom Sturm verweht,
Wenn ohne Freund sein Schiff zur Woge geht.

Und dem Poet, der reich die Menschheit macht
Mit Herzensschätzen und mit Geistessonnen,
Die Freundschaft ist's, die seine Glut entfacht
Und ihm erhellet der Dichtung tiefste Bronnen,
Der Freundschaft Trost und Beifall schenkt ihm
Kraft,
Daß er nach Höchstem strebt und Bestes schafft.

O Freundschaft! Reich uns Deine Segenshand
Zum guten Werk, die Menschen zu verbinden;
Umhänge alle durch Dein heilig Band,
Und lass' sie endlich Glück und Frieden finden.
Wir preisen Dich! Dein sanftes Licht erhellet
Mit Rosenschimmer noch die dunkle Welt. —



RÄTSEL u. SPIELE

Zwei Fabeln.

Ein Knabe fand einst im Garten eine Rose. Ihr lieblicher Geruch entzündete ihn.

„Wie schön bist Du, herrliche Blume,“ sprach er, „wie balsamisch duftet Du! Wie süß muß erst Dein Geschmack sein!“

Er nahm hastig einige Blätter in den Mund, aber wie verzog sich sein Gesicht, als er die unvermuthete Bitterkeit auf seiner Zunge schmeckte.

„Nichtswürdige Betrügerin,“ schrie er und warf die lieblichste von Floras Töchtern unwillig von sich, „Betrügerin, wie hat mich Deine glatte Außenseite hintergangen!“

„Nicht ich, Du selbst hast Dich betrogen,“ erwiderte die Rose; „wer hieß Dich von mir mehr als Duft verlangen!“ —
Grellparaeer.

Glaubet mir, Freunde; die große Welt ist nicht für den Weisen, ist nicht für den Dichter! Man kenne da ihren Wert nicht, und ach! sie sind oft schwach genug, ihn mit einem nichtigen zu vertauschen.

In den ersten Zeiten war die Schwalbe ein ebenso tonreicher, melodischer Vogel, als die Nachtigall. Sie ward es aber bald müde, in den einsamen Wäldern zu wohnen, und da von niemand, als dem fleißigen Landmanne und der unschuldigen Schäferin gehört und bewundert zu werden. Sie verließ ihre demüthigere Freundin und zog in die Stadt.

Was geschah? Weil man in der Stadt nicht Zeit hatte, ihr göttliches Lied zu hören, so verlernte sie es nach und nach, und lernte dafür tanzen. —
Vossling.

Ägyptische Abc-Schützen. In einem ägyptischen Papyrus, der über 3000 Jahre alt ist, erwähnt ein Vater mit dem melodischen Namen Duansese-chruti sein Söhnchen Papi, sich des Schrifttums mit Lust und Liebe zu befleißigen, weil es zum Nutzen gereiche: „Schon ein einziger Tag in der Schule ist für dich vorteilhaft, er ist ein Felsenfundament für die Ewigkeit.“ Hiermit übertreibt der gute Mann zu pädagogischen Zwecken nun freilich ein wenig. Vom ersten Tag seines Schullebens konnte der kleine Papi nicht allzuviel profitieren, wenn er auch noch so gelehrtig war. Was es nämlich auf den ägyptischen Elementarschulen hauptsächlich zu lernen gab, das Lesen und Schreiben, war durchaus keine Kleinigkeit. Der ägyptische Abc-Schüler mußte nicht bloß das Abc bemeistern, sondern außer den 24 Zeichen des Hieroglyphenalphabets hatte er noch etliche tausend Silben- und Wortzeichen zu lernen, bis er wirklich lesen und schreiben konnte. Es war also kein leichtes Pensum, was in den ägyptischen Elementarschulen bewältigt wurde. Als Schulkollegale dienten Tempel. Da hielten sich die Jungen den ganzen Tag über auf. Das Essen brachten Eltern oder Geschwister in die Schule. An die vielen Gänge, die eine Mutter deshalb täglich gemacht hat, erinnert ein Vater den Sohn also: „Während du in der Schule warst und dort lernetest, ging sie beharrlich jeden Tag zu deinem Lehrer, um dir von Hause Brot und Wasser zu bringen.“

Zu dem Brot gab es übrigens Zusatz, wie Knoblauch, Linzen, Zwiebeln, Kotosamen und außer dem Wasser, wenn's dazu reichte, noch ein wenig Gerstenbier; ein Vater erwähnt seinen Sohn, täglich nicht mehr als zwei Maß Bier zu trinken. Viele Schüler wohnten gänzlich im Tempel und wurden aus der Tempelküche beköstigt. Die Zucht in den Schulen war streng. Der Lehrer wird ständig mit dem erhobenen Stock in der Hand dargestellt. Ein ägyptisches Sprichwort sagt: „Die Ohren eines jungen Menschen sind auf seinem Rücken.“ In einem Papyrus liest ein zorniger Lehrer dem Schüler also die Lebiten: „Du bist für mich ein Esel, den man täglich prügeln muß, ein dummes, in Sklaverei gezatener Neger, den man unterrichten muß. Man gewöhnt dem Geier ein Obdach und lehrt den Falken fliegen; ich werde einen Mann aus dir machen, kleiner Taugenichts!“ Ein Vater macht dem Söhnchen folgendermaßen den Standpunkt klar: „Wenn du zu faulenzgen beginnst und dem Vergnügen nachgehst, wird man dich züchtigen; denn ein ungehorrsamer Junge hat keine Lenden, um geprügelt zu werden. Schläge sind dienlich, seine Aufmerksamkeit zu wecken.“ In einem anderen Papyrus wird einmal darüber Klage geführt, daß die Verwalter des Basaltamtes nicht mit gleichem Maß messen: „Die Kinder der Würdenträger werden nur auf den Rücken geschlagen, die Jungen des Feldarbeiters aber wirft man auf den Boden und mißhandelt sie.“ Die schlagenden Gründe der ägyptischen Prügelpädagogen müssen übrigens um so eindringlicher gewirkt haben, als der Rücken der ägyptischen Schuljungen keinen künstlichen Ueberzug aufwies, der die Stöße hätte ab-

schwächen können: höchstens mit einem Ledenschurz bedeckt, gewöhnlich aber splittertackend, gingen die ägyptischen Abc-Schützen in die Schule. — a. c.

Die Freiheit des Kindes. Es wird wenige Mütter geben, die nicht häufig in Verlegenheit darüber geraten, wie weit sie ihren Kindern Freiheit gewähren, und wie weit sie ihnen gegenüber mit Zwang vorgehen sollen. Schließlich besteht ja doch das Verhältnis zwischen Mutter und Kind, oder überhaupt zwischen Erzieher und Zögling, auch in den idealsten Fällen aus einer Art Kampf zwischen dem, der die Erziehung gibt, und dem, der sie nimmt; anders gesprochen: zwischen dem Kunstvollen, das zur Natur hinzukommen soll, und der Natur.

Nun sind wir zwar überzeugt, daß die hier berührten Schwierigkeiten für alle absehbare Zeit nie ganz überwindbar sind, und daß von den einzelnen Fällen recht viele zu fast unlösbaren Aufgaben führen, denen gegenüber unsere theoretischen Erwägungen erst recht machtlos sind. Aber dennoch läßt sich innerhalb dieser Mannigfaltigkeit von Fällen und von Schwierigkeiten etwas verhältnismäßig Einfaches und Leichtes bestimmen. Vor allem scheinen uns sehr viele Mütter und auch sonstige Erzieher darin zu fehlen, daß sie gegenüber dem Kinde zwischen Freiheit und Unfreiheit haltlos hin und her schwanken. Dem Kind etwas zu gebieten und es dem Kinde dann doch wieder zu erlassen; dem Kind etwas zu verbieten und es ihm dann doch wieder zu gestatten: das scheint uns der Keim von ganz besonders schweren Uebeln in der Erziehung zu sein. Selbstverständlich treten Fälle ein, in denen eine einmal getroffene Anordnung wieder zurückgenommen werden muß, weil sich inzwischen die objektiven Verhältnisse geändert haben; dann rechtfertigen eben diese die Zurücknahme, und alle Beteiligten können die Vernünftigkeit dieser Wendung leicht einsehen. Dagegen wirkt jenes bekannte Gebaren, bei welchem den Kindern fort und fort aller mögliche Zwang auferlegt und kurz nachher nur deshalb wieder ungültig gemacht wird, weil der Befehlshaber zu schwach ist, ihn durchzuführen, oder der Untergebene zu stark, sich ihm gefallen zu lassen, geradezu verderblich. Diese Fälle sind der sichere Ruin für die Bedeutung des Erziehers gegenüber dem Kinde und somit für dessen Entwicklung selber.

Also können wir als ersten Grundsatz den aufstellen, daß ganz abgesehen von dem großen oder kleinen Maße der Freiheit, das jemand dem Kinde zumessen, dem kleinen oder großen Maße von Zwang, das er ihm auferlegen will, jedenfalls das energische Festhalten an der einmal beschlossenen Freiheit oder Unfreiheit zu den wichtigsten und fruchtbarsten Grissen der Erziehung gehört. Was der Erzieher einmal gesagt hat, das muß gesagt bleiben. Kinder sind bekanntlich sehr feinfühlig und merken bald, wie es der Erzieher selber mit dem hält, was er gesagt hat. Wittern sie auch nur leise die Möglichkeit, ihn zur Nachgiebigkeit zu veranlassen, so nutzen sie diese Möglichkeit nach Kräften aus. Wissen sie dagegen, daß es da keinen Spatz gibt, daß ein Widerstreben gegen das Gebot oder Verbot aussichtslos ist, dann fügen sie sich gleich im Anfang, und das Verfahren der Erziehung widelt sich an diesem Punkte so glatt ab, wie man es nur wünschen kann.

Nun aber die bange Frage, ob es eher zu empfehlen ist, ein Kind frei oder vielmehr unfrei zu halten, mit viel oder mit wenig Zwang zu erziehen! Hier wird wohl schon von vornherein vermutet werden dürfen, daß die beiden extremsten Ansichten nichts taugen. Dem Kinde völlige Freiheit lassen, heißt sowohl, es seinem Unglücke überlassen, wie auch, es dem Naturzustand überlassen, über den unsere Kultur nun einmal tatsächlich hinausstrebt. Das andere Extrem, die sogenannte strenge Erziehung, verdient mindestens die eine Abfertigung, daß sie sich als Extrem nur zum Teil bewährt hat. Immerhin kann auch die Einschränkung von Kräften diese Kräfte verstärken; nur daß dies ein etwas unsicheres Spiel ergibt! Unerlässlich ist unter allen Umständen die Gewöhnung des Kindes daran, daß es sozusagen heran muß; und wer nicht gehorchen gelernt hat, der wird nicht befehlen können. Wie finden wir nun aber die richtige Mitte zwischen den Extremen? oder mit anderen Worten: ist eine solche Mitte nicht eine Selbsttäuschung, indem doch immer für eine der beiden Seiten, hier also entweder für Freiheit oder für Zwang, votiert werden wird?

Da gibt uns nun unser erstes Prinzip eine erwünschte Aufklärung und Hilfe. Können wir uns auf uns selber und auf das Kind verlassen, daß es unsere Gebote und Verbote, wenn sie einmal gegeben sind, sicher und sozusagen mit einer Virtuosität der Folgsamkeit hält: dann ist bereits ein Grund dafür da, daß man dem Kinde die Betätigung dieser seiner Kunst nur dann abverlangt, wenn es notwendig wird. Alles übrige kann Freiheit sein. Oder mit anderen Worten: wir stimmen für Freiheit in hohem

Maße, sofern nur auf der anderen Seite nichts Notwendiges veräußert wird. Möglichst wenig Einschränkung der Freiheit, aber möglichst sichere Betätigung dessen, was nun einmal nicht Freiheit sein kann! Kurze Formel: Freiheit so viel wie möglich, Unfreiheit so viel wie nötig! Natürlich wird tausendmal der Zweifel entstehen, in welche der beiden Kategorien ein einzelner Fall gehört; und es ist jedenfalls eine hohe Verantwortung, die ganze in einem solchen Fall zusammengedrängte Welt soweit zu beherrschen, daß eine vernünftige Entscheidung getroffen werden kann. Schließlich bleibt auch hier eine kurze Formel zur Verfügung, die längst im Rechtsleben und in der Ethik geläufig ist: daß nämlich im Zweifelsfalle eher für Freiheit entschieden wird.

Eine weitere Erleichterung der erzieherischen Sorgen kann dadurch geschehen, daß man Erziehung und Pflege aneinander hält. Wenn ich ein Kind davor behüte, daß es zum Fenster hinausfällt, so ziele ich es nicht, sondern behüte oder pflege es „regiere“ es. Die Vorsicht nun, den künftigen Charakter des Kindes nicht durch eine unnütze Scham der Zucht zu verderben, braucht hier niemanden ängstlich machen: eine solche Verhütung von Unfällen oder ein energisches Aupacken des Kindes, wenn es sich um seine Reinlichkeit oder dergleichen handelt, ist eben nicht Zucht, sondern Pflege oder Regierung. Besteht übrigens jedenfalls nicht darin, daß man das Kind anspricht.

Wie meinen wir nun: soll ein Kind mit Liebe oder mit Strenge erzogen werden? Jedenfalls mit beidem; und die Vereinigung von beidem ist eine Kunst, welche der Erzieher beherrschen muß und auch leicht beherrscht, falls er nur eben jedes der beiden Dinge beherrscht, die vereinigt werden sollen. Das wirklich liebevoll ist, und wer die von uns im vorherigen angedeutete Festigkeit wirklich versteht, wird sich zu eigen macht, dem wird der Gedanke schwinden, es könnte eines dem anderen widersprechen, und es müßte ein liebevoller Erzieher auch schon ein schwacher Mensch, dagegen ein starker Mensch auch schon liebeleer sein. Bei dieser Dingen ist schon viel gewonnen, wenn man an sie vorurteilslos herangeht, d. h. wenn man gar keine spezielle Ansicht beibringt. —
fm.

Diamant-Rätsel.

a
a a a
a a a a a
b b b b c c c
c c c c g g g h
h h h h h h i i i
i i i i i i l l l m m m n n n
n n n n o o o o p p p
p p p p p p r r r r r r r
r r r r r r t t t t t t t
t t t t t t u u u u u
u y z

1. Ein Buchstabe. 2. Eine Stadt in Frankreich. 3. Ein Reich im Sudan. 4. Eine feierliche Handlung. 5. Ein Affenart. 6. Eine Blume. 7. Ein berühmter Philosoph. 8. Eine Art Spiegel. 9. Eine Stadt in Griechenland. 10. Ein deutscher Maler und Bildhauer. 11. Eine Stadt in Preußen. 12. Ein Nebenfluß der Theiß. 13. Ein Buchstabe.

Die beiden Mittelreihen von oben nach unten und von links nach rechts gelesen, ergeben den Namen eines berühmten Philosophen.

Lücken-Rätsel.

No. e. en
Op. l. ja
No. e. el
Et. i. ie
Ne. t. al
Dr. e. ns
Bl. u. er
Le. t. on

Werden die Lücken in den 8 Wörtern richtig ausgefüllt, ergeben die betreffenden Buchstaben von oben nach unten gelesen, eine Gemüthsflanze.

Auflösung des Rätselsprungs.

Mit ihrem Duft will noch die Rose laben
Den Wandrer, der sie brach im leeren Mat.
Der Vogel singt sein Lied dem armen Knaben,
Der ihm die Freiheit nahm, sein höchstes Gut;
Die Perle schmückt die Hand, die sie entfähret
Dem schließenden Versteck, wo still sie glüht; —
Denn wenn dein Herz den Haß der Menschheit spürt,
Beschäme sie durch deine Güte. —
Arthur Schopenhauer

(Die Auflösungen der Rätselaufgaben erfolgen in der nächsten Rätselnummer. — Die Namen der Rätsellöser werden nicht veröffentlicht.)

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!